

HEINZ BUDE

**SOLI
DARI
TÄT**

HANSE

DIE ZUKUNFT
EINER GROSSEN
IDEE

Das rätselhafte soziale Band

Überall, wo Gesellschaft ist, gibt es auch Solidarität. Für Émile Durkheim, der 1893 seinen Klassiker über die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeitsteilung vorgelegt hat²³, ist Solidarität zunächst nichts anderes als die Art und Weise der Einbezogenheit in ein soziales Geschehen: wie man sich durch rhetorische Tricks wechselseitig zu beeinflussen sucht, wie wir Unterscheidungen zwischen unseresgleichen und ihresgleichen treffen, wie man gemeinsam Feste feiert, miteinander zum Familienessen am Tisch sitzt und wie man seine Toten begräbt, wie man sich bei der Betätigung einer Handsäge aufeinander abstimmt und nach welchen Regeln man die Arbeit zwischen dem Drinnen des Haushalts und dem Draußen der Produktionsstätten aufteilt. Dabei kommt man nicht umhin, sich zu verstehen zu geben, inwieweit man sich aufeinander verlassen kann, womit man rechnen muss und welche Opfer die Einzelnen zu bringen bereit sind, damit das Ganze funktioniert.

Man kann gar nicht zuerst an sich denken, denn dann käme man überhaupt nicht von der Stelle. Ich spreche immer mit jemandem, ich orientiere mich unablässig an anderen, ich schaue dir in die Augen, du bringst mich auf eine Idee, und wir stoßen zusammen. Für Durkheim ist Gesellschaft als ein strukturierender Zusammenhang zuerst da, und daraus ergeben sich dann die Spielräume für die Einzelnen, die sich irgendwann in der sozialen Evolution als füreinander fremde und auf sich selbst bezogene Individuen begreifen. Insofern ist Solidarität die Basis für den Überbau der Interessengegensätze, der Geschmacksvielfalt und der Glaubenskämpfe. Trotz scheinbar unvereinbarer politischer, kultureller oder sozialer Gegensätze verhindert sie die Auflösung des sozialen Bandes, das alle miteinander verbindet und einander bindet.

»Die Menschen können nicht zusammen leben, ohne sich zu verstehen, und folglich nicht, ohne sich gegenseitig Opfer zu bringen, ohne sich untereinander stark und dauerhaft zu binden. Jede

Gesellschaft ist eine moralische Gesellschaft.«²⁴

Die Einbeziehung der Einzelnen kann Durkheim zufolge freilich auf zwei sehr unterschiedliche Arten und Weisen geschehen: Man orientiert sich entweder an Ähnlichkeiten nach dem Motto »Gleich zu gleich gesellt sich gern« oder an Verschiedenheiten nach dem Motto »Gegensätze ziehen sich an«. Die Solidarität nach Ähnlichkeit nennt er »mechanisch«, weil es seiner Auffassung nach offenbar das einfachere Prinzip ist, und die nach Verschiedenheit bezeichnet er als »organische Solidarität«, weil sie ein komplexes Gewebe aus Knoten und Maschen bildet.

Der Clou seines Arguments, das er in der Hochzeit der »ersten Moderne« zwischen dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Jahre 1914 entwickelt, lautet, dass die Festigkeit des sozialen Bandes im Laufe der historischen Entwicklung zu immer differenzierteren Formen der sozialen Absetzung und immer abstrakteren Vorstellungen der gesellschaftlichen Vermittlung nicht etwa abnimmt, sondern entgegen einer verbreiteten polemischen Nostalgie zunimmt. Die paradoxe Leistung der Schritt für Schritt komplexer sich entfaltenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung besteht darin, dass sie diejenigen, die sie trennt, nur näher zusammenbringt. Das passiert in der Stadt, in der Fabrik, beim Militär oder in der Schule. Oder andersherum: Die gesellschaftliche Arbeitsteilung verbindet Individuen miteinander, die sonst voneinander unabhängig wären und nichts voneinander wüssten.

Primitive Gesellschaften, wie Durkheim sich seinerzeit noch ohne jedes schlechte Gewissen ausdrückte, sind Clangesellschaften, die sich aus der Wiederholung dieser untereinander ähnlichen Bestandteile wie die Ringe eines Ringelwurms bilden. Im Clan gelten die kollektiven Unbedingtheitsbegriffe von Schande, Rache und Beistand und von dem Augenblick an, wo wechselseitig vererbbares Eigentum auftaucht. Im Clan herrscht die häusliche Ordnung mit einem Clanführer als höchster Autorität sowie einer im Hintergrund agierenden Clannutter und, wie man das aus Mafiafilmen kennt, nicht selten rivalisierenden Clanunterführern, die jeweils auf ihre nicht immer ganz saubere Weise für die Sicherung des materiellen Unterhalts und die Aufrechterhaltung der sozialen Kontrolle des gesamten Verbandes sorgen. Clans nennen

sich gern Familien, sind es aber in der Regel nicht, weil Blutsverwandtschaft durch Initiationsmerkmale ersetzt wird. Die sollen einen gemeinsamen Ursprung bekunden, in Wirklichkeit handelt es sich jedoch zumeist um einen leicht kopierbaren Nachweis, dem allerdings ein heiliges Gewicht gegeben wird. Daher zählt der Clan viele Fremde, was ihm erlaubt, in populationsschwachen Umgebungen wie dem südlichen Italien eine dominierende Rolle anzunehmen, die eine blutsverwandte Familie niemals erreichen könnte.

Für die »mechanische Solidarität« im Clan ist es wichtig, dass man viel miteinander zu tun und sich daher wechselseitig unter Kontrolle hat. Ausflüge unternimmt man nie allein, Rückzüge sind verdächtig. Jedes Mitglied eines Clans kennt Geschichten darüber, wie Verhalten, das den Zusammenhalt der Gemeinschaft gefährdet, haarklein registriert und unnachsichtig bestraft wurde. Moralwidrige Handlungen wie sexueller Betrug oder heimlicher Fremdkontakt erscheinen als verbrecherische Akte, an denen ein Exempel statuiert wird.

Das Dorf, das als soziales Molekül dieser aus in sich geschlossenen Segmenten zusammengesetzten Gesellschaften gilt, ist für Durkheim nichts anderes als ein verwandelter Clan im ortsumschriebenen Kreis. Man kennt sich, hilft sich und beobachtet sich. Und niemand darf sich ohne die ausdrückliche oder schweigende Zustimmung aller Einwohner oder derer, die sich als Stimme aller Einwohner gerieren, niederlassen. Trotzdem hat der Clan in der Form des Dorfes zwei seiner wesentlichen Eigenschaften verloren: Es fehlt die Bezugnahme auf einen gemeinsamen Ursprung und die anerkannte, gewissermaßen politische Funktion einer höchsten Autorität als »Oberhaupt« oder »Pate« des Verbandes.

Das Wunschbild der guten städtischen Nachbarschaft, die sich im Viertel oder im Kiez konzentriert, will die Vorteile der dörflichen Einbindung ohne die Nachteile der dörflichen Kontrolle genießen. Man braucht für den Zuzug in die Stadt nicht die Zustimmung der Einwohner im Quartier, allerdings kann man daher auch nicht mit ihrer »mechanischen Solidarität« rechnen. Im Gegenteil macht Stadtluft frei, das Ausmaß von Nähe und Distanz zu seinen Nachbarn kann man also selbst bestimmen. Das bedeutet freilich nicht, dass der Großstädter einsam ist²⁵. Auf Straßen erkennt man Menschen, die ganz anders als

man selbst, aber auch solche, die genauso wie man selbst aussehen. Beim Bäcker wird man als Auswärtiger genauso wie als Einheimischer begrüßt. Am Fahrkartenautomaten kann man wildfremde Menschen um Hilfe bitten und muss sich dafür nicht einen Kommentar über sein komisches Aussehen gefallen lassen. Was freilich nicht ausschließt, dass einem jemand einen freundlichen Blick wegen des ausgefallenen Hutes oder des feinen Wintermantels zuwirft. Das Stadtbild bietet ruhige Viertel mit gepflegten Gärten, aufgekratzte Viertel mit schicken Geschäften, dunkle Viertel mit Rotlicht-Angeboten und abgerissene Viertel mit Blocks von Mietskasernen. Wenn ich jetzt an das Dorf denke, aus dem ich geflohen bin, dann fühle ich mich überhaupt nicht verloren und verlassen, sondern sauge beglückt die reiche Vielfalt der großen Stadt auf, die mich herausfordert und die mich trägt. In der ungeheuerlichen urbanen Differenz finde ich meine ganz persönliche Identität.

Dies ist das Ambiente für die »organische Solidarität«, die sich aus der stillen Erwartung eines plötzlichen Blicks aus der Menge, über den Baudelaire, der bei Durkheim nicht vorkommt, geschrieben hat, und aus dem Bewusstsein der in der städtischen Vielfalt zum Ausdruck kommenden wechselseitigen Abhängigkeit der Stadtbewohner ergibt. Es handelt sich um eine Solidarität des augenblicklichen Erlebnisses wie der dauernden übergreifenden und einbeziehenden Strukturen. »Organisch« heißt dabei, dass man sich als einzelnes Wesen mit einem eigenen Ausdruck und besonderen Fähigkeiten von anderen unterscheidet, aber trotzdem von ihnen abhängt, eben weil man sich von ihnen unterscheidet. Das auf sich selbst gestellte Ich kann sich so als Teil eines Ganzen erfahren, das aus den unaufhörlichen Unterscheidungen zwischen den Einzelnen entsteht. Individualität und Solidarität sind für Durkheim keine unvereinbaren Gegensätze, sondern Bedingungen, die sich gegenseitig ermöglichen. Während die Solidarität in primitiven Gesellschaften als Kollektivbewusstsein in den Köpfen der Menschen existiert und für Individualität kaum Raum lässt, wird sie in modernen Gesellschaften zu einer Erfahrung produktiver Verschiedenheit in wechselseitiger Abhängigkeit. Jedenfalls für diejenigen, die wegen ihrer illegitimen Andersheit und aufgrund ihrer unnützen Abhängigkeit nicht aussortiert und weggesperrt werden.

Aber so richtig scheint Durkheim seinem eigenen Enthusiasmus für

eine moderne Form der Solidarität nicht getraut zu haben. In einem langen Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches entwickelt er 1902 eine Theorie der Berufsgruppen und der korporativen Ordnung, die eine »tiefe Lücke«²⁶ schließen soll, die seinem Eindruck nach in den modernen Gesellschaften durch die Entfesselung des Marktes klafft. Er betont zwar den vorwärtsgerichteten sozialen Wandel von einer Gesellschaft der Ähnlichkeiten zu einer Gesellschaft der Verschiedenheiten, von einer Geburts- zu einer Berufswelt, von zugeschriebenen zu erworbenen Positionen, von einer dörflichen zu einer städtischen Gesellschaft, von einer Welt der vielen kleinen Betriebe zu einer Welt der großen Industrie. Aber er spürt trotzdem ein Leiden an der Gesellschaft, das sich in einem Gefühl der allgemeinen Feindschaft, des gegenseitigen Misstrauens und der um sich greifenden Regellosigkeit zeigt. Kann eine Gesellschaft, die auf jedem Gebiet die Spezialisierung vorantreibt, die das Ideal des vornehmen Menschen mit Esprit (des »honnête homme«) durch das des »Fachmenschen ohne Geist« mitsamt seinem Double des »Genussmenschen ohne Herz«²⁷ ersetzt, die alle Verhältnisse substantiellen Seins zugunsten solcher funktionaler Zuordnung zurückdrängt, kann eine solche Gesellschaft sich auf nichts anderem als auf der Erkenntnis der allseitigen Abhängigkeit aller gründen? Folgt daraus nicht eine Gesellschaft des bloßen Interesses und der reinen Nützlichkeit? Woher soll hier ein Verständnis von kollektiven Pflichten und nötiger Uneigennützigkeit kommen? Verendet diese riesige Ansammlung vernetzter, aber isolierter Individuen, die in Fabriken ohne Mauern ihren spezialisierten Tätigkeiten nachgehen, nicht in einem Zustand notdürftiger Geselligkeit ohne Ehre für meine Leute und ohne Leidenschaft fürs Ganze?

Durkheim will diese anomische, das heißt zur Zügellosigkeit und Willkürlichkeit treibende Tendenz nicht auf die ins Maßlose fortgeschrittene Arbeitsteilung zurückführen. Funktion erzeugt nicht notwendigerweise Zersplitterung und Zusammenhanglosigkeit. Im Gegenteil: Spezialisierungen bringen weitere Spezialisierungen mit sich, die das Netz der Spezialisierungen vertiefen und erweitern. Aber aus einem systemischen Effekt ergibt sich für Durkheim noch keine praktische Handlungsregel. Aus Verbindungen werden erst dann Verpflichtungen, wenn eine Gruppe sie mit ihrer Autorität beglaubigt.